

Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung“.

Nr. 15.

Posen, den 15. April.

1883.

Die Dame, die er liebte, nennt' er nicht.

Eine Erinnerung von Karl Wartenburg.

(Nachdruck verboten.)

Die Fahrt auf der Bahn von Glückstadt über Elmshorn nach Hamburg dauert nicht lange; trotzdem ist sie sehr langweilig. Die flachen Marschen bieten dem Auge nichts, was es erfreuen, der Phantasie keine Gebilde, welche es beschäftigen könnte.

Auf einer dieser Fahrten — es war im Früh-Herbst, Anfang der sechsziger Jahre — von der holsteinischen Hafenstadt nach der großen norddeutschen Handelsmetropole machte ich in dessen eines Tages eine interessante Bekanntschaft, die mich für die Langweiligkeit des Aufenthalts in einem Coupé der Ipehoe-Altonaer Linie reichlich entschädigte. Es war ein Maler, Bernhard von Ostdorff, ein Mann in der Fülle seiner Kraft, von einer sympathischen Freimüthigkeit und Offenherzigkeit, dabei etwas angehaucht von jener pessimistischen Stimmung, die man häufig bei Menschen findet, welche dem innersten Wesen der Dinge nachforschen, bei Männern, die nicht an der Oberfläche der Erscheinungen haften bleiben, vor Allem aber bei Herzen, welche auch das Elend selbst der unbedeutendsten Kreaturen mitempfinden

Gelegenheit zu solchen Beobachtungen hatte der Maler in seiner jüngsten Vergangenheit in reichem Maße gehabt. Er kam eben aus Italien zurück, wo er im Auftrage einiger illustrierten Zeitungen dem Zuge Garibaldi's nach Sizilien und der Eroberung des Königreichs Neapel beigewohnt hatte.

„Glauben Sie mir“, sagte er in seiner offenen und freimüthigen Weise, „der Mensch ist und bleibt eine intelligente Bestie. Ich nehme mich nicht aus“, setzte er hinzu, um die Härte des Ausspruchs zu mildern. „Wenn unsere Leidenschaft erregt ist, dann hören wir nicht mehr auf die Stimme der Vernunft, blind folgen wir dann dem Triebe, der uns augenblicklich beherrscht, und zumal dort unten im Süden. Wenn mein großer philosophischer Landsmann, ich bin nämlich ein geborener Königsberger“ — schaltete er ein — „in Neapel gelebt hätte, er würde niemals über den kategorischen Imperativ geschrieben haben“. Und er schilderte schreckliche Szenen, die er auf den Schlachtfeldern erlebt, Kämpfe, bei welchen die Gegner mit den Zähnen einander zerfleischt, als die Waffen nicht mehr zu gebrauchen waren, und andere Züge wilder Mordgier. Dann erzählte er von der grausamen Behandlung der Thiere in dem schönen Süden, wie die Bauern, die Kutscher, die Fuhrleute ihre Esel und Pferde, Maulthiere unbarmherzig mißhandelten. „Ich hätte es nicht länger dort aushalten können und war froh, als mein Auftrag zu Ende — und ich meinen Koffer zur Abreise nach Deutschland packen konnte. Die Bourbonen haben auch diese Brutalitäten auf dem Gewissen. Der Absolutismus, die Polizeiwillkür machen den Menschen überall roh, grausam, feig. Weil er sich von Oben treten lassen muß, will er sich nach Unten dafür schadlos halten“. Ich warf die Bemerkung dazwischen, daß wenigstens der Zauber der Landschaft und die Schönheit der Frauen Italiens ihn als Maler hätten fesseln müssen.

„Die Landschaft ist schön. Aber obwohl ich Maler bin, so können mich doch die Reize einer Gegend allein nicht lange fesseln. Und was die Frauen Italiens betrifft, so habe ich von diesen nur die Sizilianerinnen und die Frauen Neapels kennen gelernt, und weder die Ersteren noch die Letzteren konnten mich entzücken. Ich liebe nicht den dunklen Teint und die furiose

Festigkeit der Süditalienerinnen. Venedig habe ich nur flüchtig kennen gelernt und von seinen vielgerühmten Frauen nur einmal ein paar braune Melonen- und Kastanienhöckerinnen gesehen“.

„Wie sehr doch das Urtheil über weibliche Schönheiten auseinandergeht“, antwortete ich; „noch vor wenig Wochen sprach ich einen jungen Hamburger Kaufmann, der nicht Worte genug finden konnte, die Schönheit der Italienerinnen zu preisen. Er hatte sich sterblich in eine Florentinerin verliebt und war Willens, sie trotz alles Widerspruchs seiner Familie zu heirathen Das hätten Sie nun freilich“, fügte ich mit einem Blick auf seinen Eherring hinzu, „nicht thun können, und deshalb können Sie froh sein, daß die Neapolitanerinnen Ihnen so wenig gefallen haben“.

Noch ehe er antworten konnte, rissen die Schaffner die Coupéthüren auf und schrien in die Waggon „Station Pinneberg Die Billets nach Hamburg“. Wir gaben die unserigen ab, mehrere dicke behäbige hanseatische Republikaner stiegen in unser Coupé, und die lebhafteste Unterhaltung unserer neuen Reisegefährten, die sich über Sardellen, Kaffee, Bordeaumweine verbreitete, ließ unser Gespräch nicht wieder aufkommen. Als wir im Altona-Hamburger Bahnhof ausstiegen, verabschiedete sich der Maler von mir mit dem Wunsche, mich wieder zu sehen. Dabei nannte er mir ein Café, in welchem er öfters verkehrte, und in dem auch ich ab und zu eine Zeitung las „Also auf Wiedersehen!“ rief er mir noch einmal zu, als sich unsere Droschken trennten.

* * *

Wenige Wochen später traf ich, aus dem Theater kommend, meinen Reisegefährten wieder, und zwar in einem Restaurant am Alsterbassin. Es war an einem Novembertag, der grau und voller Nebel, mit mißmüthigem Gesicht über der Hansestadt gehangen hatte. Die echten Hamburger sind aber klüger, als ihre Handelsfreunde jenseits des Kanals. Sie stranguliren sich an solchen Nebeltagen nicht, sondern helfen sich durch Brogtrinken und Beefsteak essen über die novemberliche Schwermüth und die graue Herbstluft weg. So war auch jenes Restaurant am Alsterbassin an dem Abend stark besucht, von Herren und Damen, die sich nach Hamburger Lebensphilosophie über diese mangelhafte Welt trösteten. Mit Mühe fand ich einen Platz an einem Tisch in einer Nische, und als ich aufsaß, mir vis-à-vis den Maler Herrn von Ostdorf. Wir begrüßten uns und er stellte mir eine neben ihm sitzende Dame als seine Frau vor. Sie war noch ziemlich jung, vielleicht fünfundzwanzig Jahre alt, hatte schöne, regelmäßige Züge nicht ohne Intelligenz, aber eine etwas hochmüthige und kalte Miene. Ihre hübsch gebaute Figur neigte zur Wohlbeleibtheit hin. Das Ehepaar kam, wie ich, aus dem Stadttheater, wo man Bradvogels „Marzif“ mit Davison in der Titelrolle gegeben hatte.

Der Maler war noch ungemein aufgereggt von dem Trauerspielen. Es war ihm, wie er sagte, nicht möglich gewesen, nach Hause zu gehen und sich nun ruhig schlafen zu legen, er mußte unter Menschen sein, mit ihnen sich aussprechen, seine Gedanken austauschen. Seine Frau hatte nur widerstrebend nachgegeben, in das Restaurant, das übrigens zu den eleganteren Lokalen Hamburgs gehörte, mit einzutreten. Sie glaubte wohl, sich dadurch etwas zu vergeben, etwas von ihrer Vornehmheit einzu-

büßen. Um das zu verstehen, mußte man wissen, was ich später erfuhr, daß Frau Natalie von Ostdorff aus einer sehr reichen Kaufmannsfamilie stammte. Sie hatte ihrem Manne allerdings nur ein bescheidenes Vermögen in die Ehe mitgebracht, da Natalien's Vater erklärte, bei seinen Lebzeiten von seinen Kindern sich nicht außer Besitz setzen zu lassen, aber der ganze, etwas schwerfällige Stolz jener Hamburgischen Geldaristokratie begleitete ihre bescheidene Wittgilt. Die junge Frau nahm auch so gut wie keinen Antheil an der Unterhaltung. Sie hörte mit jener kühlen Ruhe zu, die sagen will: Ich höre aus Höflichkeit Euer Gespräch mit an, aber Theilnahme oder Interesse dafür habe ich nicht. Ebenso wenig berührten ihre Lippen das Glas Wein, das ihr Gatte ihr anbot. Kalt und mit einem geringschätzenden Ausdruck glitten ihre Augen über die essende, trinkende, rauchende, plaudernde und lachende Menge.

Wie konnten sich zwei so verschiedene Naturen in Liebe zusammen finden? Der leicht erregbare, phantasie- und gefühlreiche Maler und diese kühle, stolze, in Standesvorurtheilen befangene Frau. Diese Gedanken beschäftigten mich, während ich mit von Ostdorff über Brachvogel's Dichtung plauderte. Er war von ihr begeistert, obwohl ihm Eins nicht recht begreiflich war. „Ich verstehe“, sagte er mit blitzenden Augen, während seine weiße, schöngeformte Hand über die Stirn glitt, „wie man aus unglücklicher Liebe wahnsinnig werden, wie man sich oder einen Anderen tödten kann in Eiferjucht, aber ich begreife nicht, wie man ein Lump werden kann. Und das war Narziß geworden, ein verlumptes Genie nicht nur, sondern auch ein verlumpter Charakter. Den Triumph würde ich niemals einem Weibe gewähren, sich rühmen zu können, daß ein Mann aus Liebe zu ihr ein Lump geworden?“ Er stieß diese Worte mit leiser Stimme hervor, aber sein Ton war fieberhaft erregt und trug einen Schleier von Heiserkeit, wie man ihn bei nervösen Personen im Zustande innerer Gemüthsbeziehung, die sie nicht äußerlich offenbaren wollen, öfters findet.

Da schnatterte drüben am anderen Tische eine helle Stimme, deren Klang etwas von einer Trompete hatte, ihrem Nachbar zu: „Julius, hast Du heute Frau Barna in ihrer Loge gesehen? Sie hielt sich zwar etwas im Hintergrund, aber trotz alledem schimmerte sie wie ein Stern hinter Nebelwolken aus dem Halbdunkel hervor“. Als der Name dieser übrigens unbekanntes Frau genannt wurde, zuckte es wie ein Blitz aus den sonst so kalt darein blickenden Augen Natalien's, während der Maler sich gleichmüthig eine Cigarre anbrannte. Wenige Augenblicke später war jede Spur von Erregung aus dem Antlitz der jungen Frau verschwunden. Herr von Ostdorff bestellte sich noch ein Glas schwedischen Punsch und Frau Natalie warf endlich einen Brocken in unsere einen Augenblick in's Stocken gerathene Plauderei, indem sie mit spöttischem Lächeln bemerkte, wenn die wirkliche Pompadour nicht hübscher gewesen sei, als ihre heutige Darstellerin, dann wäre die Narrheit des Narziß noch viel unverzeihlicher. Ostdorff warf einen erstaunten Blick auf seine Frau. Diese plötzliche Einmischung in unser Gespräch überraschte ihn sichtlich. Wir dagegen er schien ihr plötzliches Interesse an unseren kritischen Bemerkungen erklärlich. Sie vermuthete wahrscheinlich, daß Jemand ihre Erregung bei Erwähnung jener Frau Barna bemerkt hatte, und ihre Theilnahme an unserer Plauderei sollte die Blöße, die sie sich, wenn auch nur auf einen Augenblick gegeben, verhüllen. Kurz darauf klagte sie über Kopfweh, woran die schlechte Luft und der Cigarrendampf des Lokals schuld sei. Ostdorff schickte einen Kellner nach einer Droschke, und bald darauf verabschiedete sich das Ehepaar von mir, er nicht ohne das Versprechen, mich nächstens besuchen zu wollen.

Am Nebentisch war indessen noch die schöne Frau Barna der Gegenstand der Unterhaltung. Es war eine Gesellschaft von Lebemännern der Hansestadt, Mitglieder jener reichen Jugend, welche das Geld durchbrachten, das ihre Väter in Kaffee, Wolle, Spiritus oder Guano verdient hatten. „Die Barna ist die schönste Frau, die ich je gesehen . . .“, rief der Eine, „ich würde glücklich sein, wenn ich der Teppich wäre, auf welchem ihr Füßchen tritt, wenn sie früh Morgens aufsteht“. „Donnerwetter, ich glaube nicht, Herr Bennecke“, spottete eine scharfe Mephistostimme, die einem abgelebten Schauspieler an-

gehörte, der an einer Hamburger Bühne dritten Ranges den Intrigant spielte, „daß die landwirthschaftlichen Artikel, mit denen Ihr Herr Vater handelt, solche poetischen Blüthen erzeugen können“. — „Kennen Sie die Barna?“ frug ein Dritter den Schauspieler. „Ich sage Ihnen“, fuhr der Redner fort, „es ist ein Weib . . . o . . . ein Weib“ . . . er fand nicht gleich Worte, um seine Begeisterung darein zu kleiden, „ich sage Ihnen, ein Weib, das Einen zum Dieb, Räuber, Mörder machen kann, wenn sie will. Und dabei ist sie Wittwe, . . . Wittwe von zweiundzwanzig Jahren und reich . . . reich . . . ein Kapitalweib!“ Und er bekräftigte seinen Ausspruch dadurch, daß er ein Glas Grog auf einen Zug leerte. — „Ja, sie ist schön, die Barna“, meinte ein Vierter, „aber ihre Schwägerin . . . gefällt mir doch noch besser“. — „Die Frau Neuwald?“ lächelte der Angeredete. Diese kleine Blondine mit dem Kinder gesicht. Merkwürdiger Geschmack“. Und sein breites Gesicht schnitt eine Grimasse. Der Bewunderer der Frau Neuwald schwieg. Ein Anderer aber meinte, daß man die Frau Neuwald nicht mit Frau Barna vergleichen dürfe, jede sei in ihrer Art schön. Die Barna wie eine Rose, die Neuwald wie ein Veilchen. „Seht sie Euch nur einmal an, wenn sie neben einander in der Loge sitzen“.

Die Unterhaltung nahm darauf einen Charakter an, der mich langweilte, cynische Witze, schlüpfrige Andeutungen flogen von Mund zu Mund. Dazu die dicke, trockene, heiße Luft, der Cigarrendampf und die Grog- und Weindünste, welche das Licht der Gasflammen kaum zu durchdringen vermochte — es war eine Lunge und Herz vergiftende Atmosphäre, und ich war froh, als ich draußen in der Nachtluft stand, die ich trotz des kalten Novemberabends in langen, durstigen Athemzügen einjog.

Während ich so um die Ecke der nächsten Straße bog, in welcher meine Wohnung lag, ereignete sich etwas so Abenteuerliches, daß ich es, wenn man mir es erzählt hätte, für eine novellistische Erfindung gehalten hätte, deren Lokalität man von Venedig oder Rom herauf an das Elbeufer in die norddeutsche Hansestadt verlegt habe. Ich hörte plötzlich aus einer Seitengasse Schall der Tritte eilig laufender Menschen und entfernte dumpfe Rufe. Ein Mann in dunklem Radmantel, breitkrämpigem, tief in die Stirn gedrückten Kalabreserhut stürzte aus dem Dunkel des Gäßchens, hinter ihm her mehrere Männer, darunter eine große, plumpe, breite Hünnengestalt, von der ich noch einen röthlichen Vollbart im trüben Schimmer einer Gasflamme, deren Strahl durch den Nebel zitterte, erblickte. „Steh', Schuft!“ gurgelte mit wuthheiserem Tone der Große. „Haltet ihn!“ schriean ein paar Andere und suchten dem Fliehenden den Weg abzuschneiden. „Wir müssen ihn fangen . . . und sein verdammtes Gesicht sehen“. Ein Sprung und die Hand des Rothhärtigen fiel auf die Schulter des Mannes mit dem Kalabreserhut. Der Angegriffene drehte sich um, ein Streifen Licht glitt über sein Profil . . . war es ein Gantelbild meiner Phantasie . . . aber ich glaubte Ostdorff's Antlitz zu erkennen. „Hab' ich Dich, verdammter Nachtwandler!“ schrie der Große. Da blitzte ein Schuß durch die Nacht. Der Große taumelte mit einem Aufschrei zurück und brach zusammen. Seine beiden Begleiter warfen sich in's Dunkle an die Mauer und schriean: „Mord! Mord!“ Die Signalpfeife eines Polizeiwächters antwortete. Man hörte den schweren Lauftritt eines kräftigen Mannes. „Dort — dort!“ . . . schriean die beiden Helben an der Mauer dem Polizeimann entgegen und deuteten hinüber nach der Gegend des Dammtor-Walles, in dessen Nähe sich die nächtliche Szene ereignete. Aber von dem Unbekannten war nichts mehr zu sehen und zu hören. Während dem war der große, rothblonde Riese, der in die Knie gesunken war, wieder zum Bewußtsein gekommen. Er war gar nicht verwundet. Nur sein Haar war von dem Pulverblitz versengt. Der Schuß, den der Verfolgte auf ihn abgegeben, schien nur als ein Schreckschuß abgegeben worden zu sein — und er hatte seinen Dienst gethan. „Mir ist es in alle Glieder gefahren“, stotterte der große Rothbart. „Um ein Haar hätte ich für alle Zeit genug gehabt. Der Kerl zielte gerade auf meinen Kopf. Aber er . . . soll mir nicht entgehen . . . Ich muß erfahren, wer er ist“. —

(Fortsetzung folgt.)

Das Eckhaus.

Novellette nach dem Polnischen von Joseph Korzeniowski.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Mein Begleiter berührte kaum die Thür der Weinstube, als sie sich leise öffnete. Wir traten ein, und da uns Niemand bemerkte, bei dem Eifer, welcher Alle dort erfüllte, blieben wir ruhig stehen und beobachteten sie von Weitem.

Das Zimmer war voller junger Leute, alle anscheinend sehr kräftig und begabt, aber mehr oder minder berauscht.

Noten und Geigen, Pinsel und Farben, Papier und Feder, Manuskripte und Bücher lagen auf dem Tische mitten unter Flaschen und Gläsern.

Sie aber saßen rings herum mit wirrem Haar, ohne Kravatten, mit vom Weine triefenden Kleidern, flammenden Blicken und feurigen Antlitzern.

Der Lärm war betäubend. Jeder schwatzte und schrie, oder hielt ein volles Glas in der Hand und stieß mit den Andern an.

Aus all' diesem Geschrei, Gelächter und Gläserklingen ließen sich nur die Worte unterscheiden: „Auf Dein Wohl, Meyerbeer!“ „Ein Hoch Dir, Paganini!“ „Vivat Horace Vernet!“ „Goethe, Du sollst leben!“ Und „Hoch! und abermals hoch!“ stimmten die Uebrigen ein. „Ein Hundsfott, wer nicht auf das Wohl unseres Dichtersfürsten trinkt!“

Da erhob sich ein junger blasser Mann mit verwirrem Haar und in fadenscheinigem Anzuge, verneigte sich und sprach:

„Dank Euch, Ihr Brüder in Apollo, Zöglinge des Ruhms und Jünger der Kunst und der Poesie! Ich bin es, den Ihr ausgerufen, und ich werde Eure Anerkennung rechtfertigen. Vor dem Glanze meines Ruhmes soll jeder Andere erbleichen. Auf hunderte von Werken will ich meinen Namen schreiben, bevor mein Scheitel kahl wird und mein Haar ergraut.“

Und — „Vivat! hoch lebe der Genius!“ riefen die Andern, und leerten die Gläser.

Auch der Genius hob' sein Glas zu den Lippen, um es zu leeren. Da sah er uns und hielt inne.

Ich aber bemerkte, daß mein Begleiter die Blicke auf das Antlitz des jungen Mannes heftete, welcher, erbleichend, das volle Glas aus der Hand stellte, uns irren Blickes anstarrte, die Arme ausstreckte und rief:

„Ich sehe Dich! Ja, ich sehe Dich! Du kamst zu früh! Fort mit Dir, Du Scheusal!“

Dann sank er zurück auf den Stuhl, neigte das Haupt und schloß die Augen und der Schaum trat ihm aus dem Munde.

Ein allgemeines Gelächter erhob sich in der ganzen Gesellschaft. „Der Genius entschließ!“ rief Alles. „Der Dichtersfürst hat das Feld geräumt!“

Wir schauderte bei diesem Anblicke. Widerwillen und Wehmuth ergriff mich bei dem Gedanken, wie viel Kräfte und Talente hier vergeudet würden.

„Gehen wir weiter!“ rief mir mein Begleiter zu.

In seinem Tone lag etwas so Befehlendes, daß ich mich sofort abwandte von jener Szene, die mich so schmerzlich bewegt hatte, und ich folgte willenlos.

Wir betraten das erste Stockwerk. Hier tummelt sich überall geschäftig die Dienerschaft. Aber Niemand hielt uns auf. Die Thüren der Salons standen weit offen.

Wir traten also ein da, wo Musik erschallte, wo festlich geschmückte Paare im Tanze sich drehen oder sich lebhaft unterhielten, wo schallendes Gelächter die Einfälle der Witzlinge belohnte, welche die auf den Divans ruhenden Damen umstanden und wo die Herrnschaar, die neugierigen Blickes die Schönsten derselben musterten, immer dichter wurde.

Mich befremdete es über die Maßen, daß uns Niemand beachtete und daß es Keinem auffiel, wie mein Begleiter immer noch in Hut und Mantel ging, die er nicht abgelegt.

Jetzt standen wir im Hauptsalon, und dicht neben uns zwei junge Herren.

Der Eine von ihnen nahm zornfunkelnden Auges des Andern Arm und sagte zu ihm: „Sieh nur! Sieh, wie sie ihn anhört,

wie süß sie ihn anblickt! Vor vier Wochen noch sagte sie mir, daß Reichthum und Ehren für sie nur Schaumgold sei, dessen Glanz sie nicht berücken werde. Ich wähnte, sie liebe mich und erträumte mir ein Paradies auf Erden mit diesem Wunderwesen, an dem jede Bewegung Grazie ist, jeder Blick ein strahlender Stern, jedes Wort Musik! Da erschien dieser Alte mit seinem großen Titel und seiner Million, und sie wandte sich ab von mir, der ich nur ein Herz und ein Haupt besitze. Sieh doch! Sie reicht ihm schon die Hände! Ihr Antlitz strahlt von all den Hoffnungen auf Prunk, Auszeichnungen, Luxus, Kleiderpracht und Schmausereien, wo sie glänzen kann, überschüttet mit Brillanten und mit einem Fürstennamen. Jetzt giebt sie ihm das Jawort!“ rief er, die Hand des Freundes stärker drückend.

Als ich dies hörte, wandt' ich den Blick jenem Paare zu, von dem der junge Mann gesprochen. In der That schien es mir, als erkläre ein nicht mehr junger Herr mit grauem Haar und einem Ordensstern auf der Brust seine Liebe dort einer reizenden jungen Dame, die ihn gespannt anhörte und deren Antlitz eine Freudenthräne noch verschönte, wie der Thau die Blume, die er neu belebt. Endlich nickte sie mit dem Köpfchen und reichte ihm die Hand.

Als aber diese der Alte an die Brust preßte, wandte sie sich verschämt von ihm ab. Vielleicht suchte ihr Blick in diesem Momente jenen jungen Mann, der neben uns stand.

Dieser Blick aber traf meinen Begleiter. Plötzlich wurde sie todtbleich und ließ die Arme sinken. Sie, dieses holde Wesen voll Hoffnung und Liebe, die noch soeben schwärmte nur von Glück und Erfolgen, neigte sich, wie eine geknickte Lilie und sank in die Arme der Umstehenden.

Und wieder in demselben Augenblicke vernahm ich die mir so wohlbekannte, vielvermögende Stimme: „Gehen wir weiter!“

Obgleich ich noch gern geblieben wäre, um zu erfahren, was hier noch geschehe, fürchtete ich mich dennoch, ihr ungehorsam zu sein, blickte aber doch noch schnell einmal hinein zu dem tiefgesenkten Köpfchen der Dame und hörte auch noch den durchdringenden Schrei des jungen Mannes, den trotz ihres schnöden Verrathes, ihr Unfall tief erschütterte hatte.

Dann aber folgte ich meinem Begleiter, der schon auf dem Flure war und sich der Treppe zum zweiten Stock zuwandte.

Hier war Alles still. Nur bei der Treppenthür standen zwei Dinnerinnen und weinten. „Solch ein guter Herr!“ sagte die Eine. „Was wird aus den Kindern werden?“ schluchzte die Andere, „denn sie wird gewiß wieder heirathen. Sie hat nichts anderes im Kopfe, wie ihre Liebshaft. Und Herr Valerius ist schon längst hier. Und Beide können es kaum erwarten, bis der alte Herr die Augen zudrückt!“

Die Thür vor uns öffnete sich von selbst. Wir traten ein und näherten uns dem Zimmer, wo der Kranke lag. Aber auch hier beachtete uns Niemand, als seien wir unsichtbar.

Wir stellten uns so, daß ich die Unterhaltung hören konnte zwischen einer Frau und einem neben ihr am Fenster stehenden jungen Manne, der in der That nur auf den Tod ihres Gatten wartete.

Am zweiten Fenster standen zwei Aerzte, die sich beriethen. Ein Dritter stand am Bette, fühlte mit der Rechten nach dem Pulse des Kranken und hielt in der Linken die Uhr, nach der er seine Schläge zählte.

„Gott erbarme sich über mich und sandte ihm diese Krankheit!“ flüsterte der junge Mann, indem er ihr unversehens die Hand drückte.

„D, sprich nicht so!“ erwiderte die Frau, die über diese Worte zusammenschauernd, ihm in die Augen blickte. „Das ist ein sündiger Gedanke! Sieh doch, ich zittere und bebe, und weiß selber nicht, was ich wünschen und ersehnen soll!“

„Sprichst Du so, dann liebst Du mich nicht mehr!“ erwiderte er, indem er sein Antlitz dem ihrigen zuneigte. „Aber sei unbesorgt! Sie werden ihn nicht mehr kuriren! Und dann endlich wirst Du die Meine!“

In diesem Augenblicke rief der Arzt, der am Bette stand, mit lauter Stimme seinen Kollegen zu: „Der Puls hebt sich! Die Hand wird warm!“ „Ein gutes Zeichen!“ entgegneten die Weiden und näherten sich hastig dem Bette.

Auch die Frau, wie vom Donner gerührt durch diese Worte, wandte sich ab von dem jungen Manne.

Ihre Augen aber trafen hierbei den Blick meines Begleiters.

Dieser Eindruck war entsetzlich und entscheidend. Sie stöhnte laut, faßte sich mit beiden Händen an die Schläfen und schrie:

„Ach! Ich muß sterben!“

So sank sie zu den Füßen des Jünglings zur Erde.

Einer der Aerzte trat zu ihr, fühlte ihr nach dem Pulse und sprach zu seinen Kollegen:

„Sie ist schon todt!“

Die Aerzte verließen jetzt ihren Kranken.

Mein sonderbarer Begleiter aber flüsterte mir zu: „Gehen wir!“

Zitternd und bebend vor Aufregung über das, was ich gesehen und gehört, eilte ich ihm voran auf den Flur und wollte entfliehen.

Aber noch ehe ich die Treppe hinunter war, war jener Mensch, dessen Anblick schon mich mit Schrecken erfüllte, und dessen Berührung ich fürchtete, wie ein Blitzstrahl schon wieder neben mir.

„Wollen wir nicht weiter gehen?“ fragte er, mir den Weg vertretend.

„Nein! Ich will und werd' es nicht!“ rief ich, mich zurückziehend. „Ich weiß nicht, wer Sie sind, mein Herr! Aber schon Ihre Annäherung verursacht mir Schmerzen!“

„Fürchten Sie sich noch nicht!“ erwiderte er mit so sonderbarem Lachen, daß in mir das Blut erstarre. „Uebrigens haben wir genug gesehen und können jetzt umkehren!“

Als er dies sagte, waren wir schon wieder im ersten Stocke. Da war jetzt Alles öd' und leer; keine Spur mehr von Ball und Gästen.

Da öffnete sich die Thür des noch soeben von Lärm und Jubel erfüllt gewesen Saales und heraus traten ein Priester und ein Arzt, und Letzter sprach zu Jenem:

„Ich kam schon zu spät! Der Anfall hatte nur einige Minuten gedauert, und mit ihr war es schon vorbei!“ Der Priester schüttelte das Haupt. Wir aber schritten weiter.

In der Weinstube brannte nur noch ein Licht. Von jenen heiteren und übermüthigen Gästen, welche hier noch vor wenig Augenblicken ihre Vivats ausriefen, war Keiner mehr zu sehen. Nur der „Dichturfürst“, welcher hundert Werke schreiben sollte, lag leblos an der Erde und neben ihm standen ein Arzt und ein Polizeibeamter, die der bestürzte Wirth sofort herbeigerufen.

Auch in dem Magazin war Alles leer und die einzige Lampe eben im Erlöschen. Nur jene Dame lag mit über die

Zum Schutze gegen das Infanteriefener hat man in Dänemark Versuche mit Kriegsschilden gemacht. Die betreffenden Schilde sind nach den Angaben eines Kapitän Holstein konstruirt. Sie bestehen aus Stahlblech, bilden an den Ecken abgerundete Vierecke, haben eine Höhe von 40 Centimeter und eine Breite von 35 Centimeter. Auf der oberen Kante ist ein Ausschnitt angebracht zur Stütze für das Gewehr, um in liegender Stellung zu schießen, außerdem sind zwei Stützen vorhanden, um die Schilde in die Erde spießen zu können. Der Schild ist außerdem zum Zusammenlegen eingerichtet und wiegt sieben Pfund. In der dänischen Armee sind Versuche mit dem Schilde gemacht worden. Bei Sprungweisen Vorgehen sind in der Entfernung von 400 Meter bis auf 180 Meter von dem Schützen mit dem Schilde 55, von dem ohne Schild 67 Schüsse abgegeben worden, beide mit gleicher Treffwirkung. Auf 150 Meter wurde hierauf der Schild mittels Hinterlader beschossen und erwies sich dabei als widerstandsfähig. Auch am 21. Dezember 1870 vor Paris, bei dem Ausfalle von Le Bourget, sollen die Franzosen ähnliche Schilde mit sich geführt haben, wo dieselben von wesentlichem Nutzen gewesen sein sollen. Bei der jetzigen Belastung des Infanteristen erscheint jedoch eine Mehrbelastung nicht durchführbar, um so weniger, da bei der Ausbildung der Fußtruppen ein wesentlicher Werth auf findiges Suchen und Einnehmen von Deckungen gelegt wird, und jeder gut ausgebildete Infanterist die leichteste Bodenerhebung sich zu Nuzen zu machen versteht. Nur wenn es sich im Kampfe um besetzte Positionen handelt, dürfte vielleicht ein praktisch konstruirter Schild nicht ohne wesentlichen Nutzen sein. Auch in Belgien hat man sich schon früher mit derselben Frage beschäftigt.

Lehne herabhängendem Kopfe, bleichem Antlitze und erstarrtem Körper auf einem Sessel und neben ihr kniete irgend ein Mann mit Löchern im Aermel, küßte ihr die kalten Hände und weinte bitterlich.

Alles dies verwirrte mir den Kopf dermaßen, daß ich selbst nicht wußte, wo ich war.

Taumelnd wankte ich heraus auf den Platz.

Auch hier war keine lebende Seele. Nur der Nebel lagerte sich immer dichter auf die Erde. Der Regen fiel so fein herab wie Mohnkörner, und das Licht in den Laternen flackerte, schon halb im Erlöschen, unruhig hin und her.

Als ich mich scheu umsah und überlegte, wie ich am schnellsten nach Hause gelange, erblickte ich wieder neben mir meinen Begleiter. Seine Blicke schienen mich zu durchbohren. Er schlug den Mantel etwas zurück und sprach:

„Gehen Sie jetzt schlafen, mein Herr! Zu Ihnen komm' ich später!“

„Herr! Wer sind Sie?“ rief ich schauernd.

„Gehen Sie es denn nicht?“ erwiderte er höhnißlich. „Der Meister bin ich jenes Tanzes, zu dem ich die Menschen grade dann einlade, wenn sie es am wenigsten denken und wünschen. Machen Sie es anders, als jene, so komm ich erst dann, wenn Sie bereit sind! Gute Nacht!“

Jetzt warf er den Mantel ab und mir eine Rußhand zu mit sonderbarem Lächeln, als flücht er die Zähne. Da er dicht unter einer etwas heller brennenden Laterne stand, bemerkte ich, daß diese Gestalt nur aus Knochen bestand, bekleidet mit einem eleganten, aber schlaff herabhängenden Anzuge. Unter dem Hute aber befand sich nur ein Totenkopf, aus dessen Augenhöhlen hinter dem Klemmer hervor ein blendendes Licht schimmerte.

Da — erwachte ich, zitternd und bebend, und mit Angstschweiß bedeckt.

Als ich wieder etwas zu mir kam, sah ich neben mir meine Frau stehen, die mich beschwor, mich hinzulegen.

Schweigend gehorchte ich ihr, betete ein Vaterunser und dachte lange darüber nach, was diese sonderbare Erscheinung zu bedeuten habe. Da ich aber keinen Sinn herausfinden konnte, ließ ich davon ab und schlief ein.

Schon Tags darauf kümmerte ich mich nicht mehr darum. Gleichwohl kam mir, so oft ich auf meinen Wanderungen ein Haus erblickte, dem ähnlich gelegen, welches ich im Traume sah, jener Schreck in den Sinn, der mich damals ergriffen.

Dieser Eindruck wiederholte sich so vielfach und befestigte sich in mir dergestalt, daß ich seitdem, wo ich auch nur ein Eckhaus sehe, jenes Tanzmeisters mit dem Klemmer und den gelben Glacés gedenke und mich sorgsam prüfe, ob ich schon bereit bin zu dem Tanze, zu welchem er mich jeden Tag auffordern kann.

Als Farbe der Brauttoiletten behauptet bei uns zu Lande bekanntlich das Weiß ganz allein die Herrschaft. In England hingegen tritt es nach der neuesten Mode immer häufiger in Verbindung mit anderen Farben auf, jedoch stets nur mit solchen, welche zur Persönlichkeit des Bräutigams in Verbindung stehen. Die Toiletten der Braut und ihrer Brautjungfern erlangen durch die Anbringung dieser Farben einen individuellen Charakter und gestalten sich zu einer Art Huldigung für den jungen Ehemann, dessen Lebensstellung und Wirken sie symbolisiren. Stammt der Bräutigam aus altem Geschlecht, so werden seine Wappenfarben gewählt; gehört er der Garde an, so dienen die Farben der Regimentsaufschläge als Anspuz; ist er ein Schotte, so bietet der Tartan seines Clans die passendste Pier; ist er ein Sportsman, so werden seine Nennfarben gewählt. Nebenbei macht sich noch eine weitere Neuerung immer mehr geltend. Das Gefolge der Braut wird nämlich durch schleppentragende Bagen vervollständigt. Dieselben tragen in der Regel schottische Kostüme, Matrosentracht oder Phantasieloküste aus schwarzem oder farbigem Sammet mit reichem Spitzenbesatz am Hals und an den Knien. Mitunter erscheinen sie in den farbigen Bagenkostümen der verschiedenen Renaissancezeiten. Jüngst ließ eine ästhetisch angehauchte Braut ihre Bagen nach dem berühmten Gemälde van Dyk's als Söhne Karl's I. kleiden.

Auch eine Definition! Auf einem Wiener Maskenfeste deklamirte ein Künstler ein Sonett Petrarca's. Ein Finanzbaron, der ihm andächtig zugehört hatte, fragte im Weitergehen ganz im Vertrauen einen Bekannten, wer denn dieser Petrarca eigentlich sei. „Das wissen Sie nicht? Petrarca ist jener Boccaccio, welcher Dante's „Rasenden Roland“ geschrieben hat“.